

Johannes Twaroch

Anekdotenschatz Die k. u. k. Monarchie

Merkwürdiges,
Heiteres
und Kurioses
aus dem
alten Österreich

KRAL
VERLAG

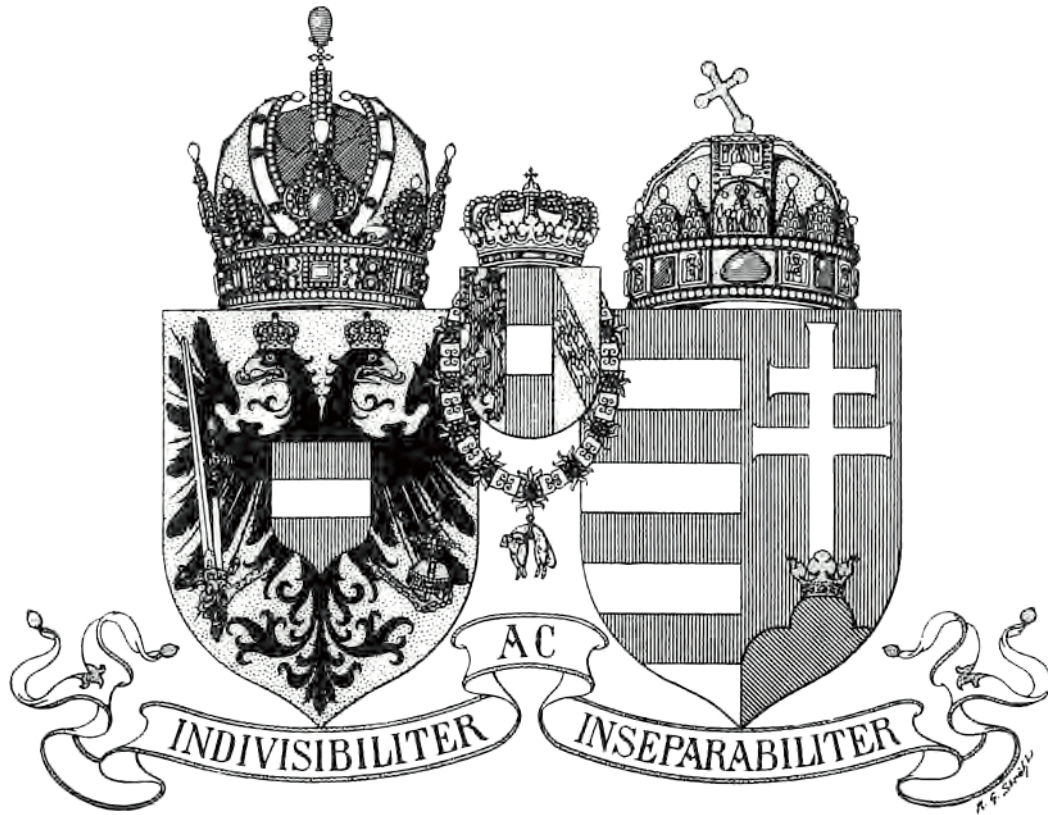


INHALTSVERZEICHNIS

Im Walzertakt in den Untergang	7
Zwei Hüte sind zu viel	11
Ich werde morgen weinen	16
Ich hätt einfach Gans gesagt	18
Lernen brauchts nix	22
Nennen sie sich schwer von Begriff	27
Die besten Christen sind die Juden	33
Sind sie Onkel oder Tante geworden?	36
Wers nicht glaubt ist ein Esel	43
Tauglich ohne Gebrechen	50
Wo ist hier der Osten?	56
Haben Sie es mit Weihwasser probiert?	61
Wie heißt der Hintere?	65
Der Herr Pernerstorfer war sehr nett zu mir	72
Geworfen unter Bürgermeister Lueger	79
Wir haben alle klein angefangen	85
Akten sind keine Hasen	88
Suchen sie sich Ihre Rosen heraus	91
Unsere Ordensbänder sind farbecht	96
Warten wir noch die paar Wochen	101
War gestern die kürzeste Nacht?	107
Wozu sind die Brettl'n da?	109
Das Schiff geht erst in vierzehn Tagen	116
Was heißt M.A.V.?	122
Spaziergang auf der Brücke	126
Wir haben noch genug Soße	135
Eigentlich auch nicht teuer	144
Waschen Sie sich nicht, Mylord?	147
Viel Publikum, wenig Bekannte	151
Kriegserklärungen von 8 bis 10	159
Mit der Straßenbahn zur Frontbesichtigung	163
Von nun an wird gesiegt	178
Literatur	182
Personenregister	184

Alle Rechte vorbehalten
© Kral GmbH, Kral Verlag (Inh. Robert Ivancich)
J. F.-Kennedyplatz 2, 2560 Berndorf, Tel. 0660/435 76 04
office@kral-verlag.at | www.kral-verlag.at

Für den Inhalt verantwortlich: Johannes Twaroch
Umschlag und Buchgestaltung:
Tina Gerstenmayer, D&K Publishing Service | www.dkwp.at
Schrift: Calibri Light, Candara
Bildbearbeitung: Nikolaus Übelhör
Erschienen in Berndorf im September 2018
ISBN 978-3-99024-791-4
Erste Auflage 2018 / Gedruckt in der EU



Unzertrennlich und unteilbar.
Das gemeinschaftliche Wappen der Donaumonarchie,
entworfen von Hugo Gerhard Ströhl

In der Vergangenheit sind wir allen Völkern weit voraus.

Karl Kraus

*Wir haben mit der Vergangenheit abgeschlossen,
aber die Vergangenheit nicht mit uns.*

Paul Anderson

IM WALZERTAKT IN DEN UNTERGANG

Die österreichisch-ungarische Monarchie beginnt mit einem Walzer. Am 13. Februar 1867, mitten im Fasching, ein halbes Jahr nach dem Debakel von Königgrätz, erklang im Dianasaal in der Leopoldstadt zum ersten Mal der Walzer *An der schönen blauen Donau*. Der Hausdichter des Männergesangvereins, der Polizeibeamte Josef Weyl, hatte den Noten einen Text unterlegt, der die Wiener über die vernichtende Niederlage auf den böhmischen Schlachtfeldern hinwegtrösten sollte:

Wiener seid froh / Oho! Wieso?
So blickt nur um! / Ich bitt, warum?
Ein Schimmer des Lichts! / Wir seh'n noch nichts.
Ei, Fasching ist da! / Ah so, na ja.

Dass dieses stümperhafte Machwerk der Nachwelt überliefert worden ist, verdankt es der Musik des Walzerkönigs Johann Strauß. Sein opus 314 eroberte die Welt, wurde zur heimlichen Hymne. Und ist die Ursache für den weit verbreiteten Irrtum, dass die Donau bei Wien blau sei. Ah so? Na ja.

Drei Tage später fanden in der Hof- und Staatskanzlei am Ballhausplatz die zähen Verhandlungen mit den aufmüpfigen Ungarn über einen Ausgleich zwischen den beiden rivalisierenden Staaten ihren Abschluss. Das Reich wurde in zwei Hälften geteilt, Grenze war das Flüsschen Leitha.

Während man das Gebiet jenseits der Leitha schlicht und verständlich Ungarn nannte, konnte man sich diesseits nicht so mühelos einigen. Juristen erfanden nach langem Tüfteln schließlich den staatsrechtlich ein wenig umständlichen Namen „Die im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder“.

Was diesseits der Leitha lag, war kaiserlich-königlich, kurz k.k., alles ungarische war königlich, kgl. Für gemeinsame Einrichtungen wie die Armee galt die Bezeichnung kaiserlich und königlich, k.u.k. Kakanien war geboren. Das Baby mit dem komischen Taufnamen wurde nicht viel mehr als fünfzig Jahre alt.

Kaiser Franz Joseph ließ sich zum apostolischen König von Ungarn krönen. Graf Gyula Andrassy, im Revolutionsjahr 1848 durch Zufall dem Henker entronnen, drückte ihm die lange nicht benutzte heilige Stephanskronen aufs Haupt.

Zehn Monate später brachte Kaiserin Elisabeth, die Erzsebet Kiralyne, in Ofen ihre Tochter Valerie zur Welt. Tratschmäuler bejubelten das ungarische Kind als Frucht der Versöhnung beider Völker.

Franz Joseph wurde sechsundachtzig Jahre alt und regierte achtundsechzig Jahre. Sein von Nationalisten als Völkerkerker diffamiertes Reich war ein Europa im Kleinen. Elf Nationen, elf Sprachen unterm Doppeladler. Allein durch sein Dasein hielt er die Donaumonarchie zusammen. Eine Welt ohne diesen Kaiser konnten sich seine Untertanen nicht vorstellen. Dass es einen so lange regierenden Monarchen gab, dieses monumentum aere perennius, dauerhafter als Erz, bot ein Gefühl der Sicherheit.

War das Ende unvermeidlich? Die Frage ist oft gestellt worden.

Die Donaumonarchie war nach dem Reich des Zaren der zweitgrößte Staat Europas. Sie war kein von fieschen Leutnants und vertrottelten Erzherzogen bevölkerter Operettenstaat. Sieben Jahre nach der Demütigung durch Preußen hatte sich das Land völlig erholt. Das Staatsgrundgesetz garantierte Glaubensfreiheit und Freiheit der Lehre und Forschung. Der Katalog der bürgerlichen Grundrechte ist bis heute in Kraft. Es gab zarte Ansätze eines Sozialstaats. Eine einheitliche Rechtsgrundlage war die Basis für den freien Warenhandel ohne Zollgrenzen mit gemeinsamer Währung. Das Land war wirtschaftlich nahezu autark. Abgesehen von Überseepro-

dukten wie Kautschuk musste wenig importiert werden. Die Wiener Börse war der finanzielle Mittelpunkt Europas. Wirtschaft, Tourismus, Forschung erlebten eine Blüte sondergleichen. Rasant verdoppelte das Eisenbahnnetz die Zahl seiner Strecken. In Budapest wurde die erste U-Bahn der Welt gebaut. Donau, Inn und Theiss bekamen ihr hochwassersicheres Bett.

Die Haupt- und Residenzstadt war das Mekka der modernen Medizin. Es kam zu einer wahren Explosion des Schöpferischen. Die k. k. Hofoper und das neue Musikvereinsgebäude festigten Wiens alten Ruf als Mittelpunkt des Musiklebens mit dem denkbar besten Klangkörper, den Philharmonikern. Für die Juden war das alte Österreich kein Völkerkerker, sondern fast wie ein Schutzraum.

Dem gegenüber steht eine fast ebenso lange Liste von Defiziten: Ständedünkel, hierarchisches Denken, Kriegsbereitschaft, Klassengegensätze, Hungerlöhne, überfüllte Zinskasernen mit Bassena und Klo am Gang. An der Nationalitätenfrage scheiterten nicht weniger als siebzehn Ministerpräsidenten. Gestritten wurde über alles, zum Beispiel, ob auf den Wegweisern im Böhmerwald die tschechischen Ortsnamen oberhalb oder unterhalb der deutschen stehen sollten. Kommt einem irgendwie bekannt vor, nicht?

Die unverrückbaren Säulen, auf denen das Staatswesen ruhte, waren die Armee und die Beamenschaft. Über allen aber thronte seine Majestät, der Kaiser.

Obwohl er fast immer Uniform trug, war Franz Joseph alles andere als ein Soldatenkaiser. Eher könnte er ein Beamtenkaiser genannt werden. Säbelgerassel war ihm verhasst. Nach der Demütigung durch Preußen gab es für ihn nur noch Kaisermanöver, das Aufziehen der Burgwache, Paraden auf der Schmelz, am Ring oder in Schönbrunn.

Dass Franz Joseph seine zweiundfünfzig Millionen Untertanen weniger regiert als verwaltet hat, wird kein Historiker bestreiten. Er sah sich als erster Beamte seines Reichs. Erfindungen wie Schreibmaschine, Automobil, Wasserklosett oder Telefon stand er skeptisch gegenüber. Er war, salopp gesagt, ein Modernisierungsverweigerer. Alles Neue oder gar Modische machte ihn misstrauisch. Als Kaiser bewegte er nichts. Was er tat, war Reaktion. Sein Festhalten an überkommenen Strukturen, auch seine lange Regierungszeit machten ihn zu einem Symbol der Beständigkeit.

ZWEI HÜTE SIND ZU VIEL

Dieses Bewahren und Festhalten am Vertrauten ist etwas typisch österreichisches. Was auch immer von oben oder von außen auf ihn zukommt, der Österreicher registriert es mit Misstrauen. Natürlich weiß man, dass die Welt sich weiterdreht und dass die Zeit nicht stehen bleiben kann. Ist es nicht verständlich, dass nach so viel Vergangenheit die Neugier auf die Zukunft sich in Grenzen hält?

Aber dann geschah das Unfassbare, längst Erwartete: Alle Friedensbemühungen des Kaisers Karl waren ohne Ergebnis geblieben. Die Doppelmonarchie fiel buchstäblich von einer Woche auf die andere auseinander.

Am 12. November 1918 um 15 Uhr konstituierte sich im Parlamentsgebäude am Ring die demokratische Republik Deutsch-Österreich. Die österreichisch-ungarische Monarchie, der reiche und mächtige Vielvölkerstaat, verschwand von der Landkarte. Damit ist der letzte Rest des Heiligen Römischen Reichs zugrunde gegangen.

Ohne Nostalgie betreiben zu wollen, stellt sich die Frage: Besteht die Donaumonarchie in gewisser Weise nicht ohnehin weiter? Nicht nur geistig und kulturell, wie von Joseph Roth und Robert Musil beschrieben. Sondern als Mitte Europas, als Brücke zwischen Ost und West, mit tiefgehenden Verflechtungen, Wirtschaftskontakten, Handelsnetzen, als eine Art Commonwealth des Donauraums?

Es gehört zu den Besonderheiten Österreichs, dass man nie ganz sicher sein kann, ob etwas, das offiziell eigentlich gar nicht mehr existiert, nicht doch vielleicht da und dort noch vorhanden ist.

Die hier versammelten Anekdoten stammen aus Büchern, aus Zeitungen und Zeitschriften von anno dazumal, aus Memoiren und Biographien. Manches ist mündlich überliefert, immer wieder und wieder weitergegeben, wie sichs für Anekdoten gehört. Ob sich alles wahrhaftig so zugetragen hat, vermag ich nicht zu beurteilen. Nicht immer sind Chronik und Legende voneinander zu trennen. Manches ist so oft erzählt worden, dass es in jedem Fall fast schon wahr ist. Und manch eine Anekdote ist ja auch dann wahr, wenn sie gut erfunden ist. Oder?

In der Station eines kleinen Örtchens wurde der Hofzug erwartet. Schwarzgelbe Fahnen, roter Teppich, Blaskapelle, Glockengebimmel. Die Honoratioren, in die ungewohnten schwarzen Anzüge gezwängt, standen vollzählig in Reih und Glied und schwitzten vor Aufregung. Der Zug fuhr ein, und dem Salonwagen entstieg, die milden Züge zu pflichtgemäßer Huld gespannt, der Kaiser. Trat salutierend auf den Bürgermeister zu, lauschte freundlich den gestammelten Begrüßungsworten und ließ sich die Honoratioren vorstellen:

Vizebürgermeister Fuxberger – Kaiser Franz Joseph; Gemeinderat Schlamadinger – Kaiser Franz Joseph; Gemeinderat Eimannberger – Kaiser ...

Einhalt gebietend hob der Kaiser die feine, schmale Greisenhand: Ich denke, Herr Bürgermeister, die Herren werden jetzt vielleicht schon wissen, wer ich bin.

Die 52 Millionen Menschen, die in der k.u.k. Monarchie zusammenlebten, gehörten elf verschiedenen Nationen und fünf unterschiedlichen Religionen an. Es war nicht immer leicht, sie zusammenzuhalten.

Der Kaiser, dem Wohlfahrtseinrichtungen immer besonders am Herzen lagen, besichtigte das Wiener Blindeninstitut, das er aus seiner Privatschatulle unterstützte. Hofrat Mell, der Vater des Dichters, führte ihn durch die Räume. Der Kaiser war von dem Gezeigten hoch befriedigt. Zum Schluss trat er in eine Klasse, deren Zöglinge Freiplätze der verschiedenen Kronländer innehatten.

Das sind Kinder aus der ganzen Monarchie? fragte er.

Gewiss, Majestät, bestätigte der Hofrat. Der da – er wies auf einzelne Schüler – ist aus der Steiermark, der aus dem Trentino, der aus Galizien, der aus Salzburg, der aus Dalmatien, der aus Böhmen . . .

Der Kaiser nickte, dachte an seine ewig streitenden elf Nationen, lächelte melancholisch: Und vertragen sie sich?



Die Herren werden vielleicht schon wissen, wer ich bin.
Franz Joseph, gezeichnet von George Lion

Im November 1869 unternahm Franz Joseph eine Reise ins Heilige Land. Bei der Einschiffung in die vor dem Hafen von Jaffa liegende SMS Greif erhob sich ein Sturm. Riesige Wellen warfen sich in die von einer felsigen Steilküste umrahmte Hafeneinfahrt und drohten den Landungssteg fortzureissen, vor dem das Boot auf den Kaiser wartete. Der Steuermann ver-

langte kategorisch, seine Majestät müsse sich an der Ruderbank anbinden lassen, damit er nicht über Bord gespült werden könne. Franz Joseph war diese Sicherheitsmaßnahme äußerst zuwider. Er befahl den in seiner Suite anwesenden Admiral Tegetthoff, den Sieger von Lissa, zu sich:

Was meinen Sie? Werden Sie sich anbinden lassen?

Der Seemann erwiderte in stoischer Ruhe: Nein, Majestät. Wenn ich ertrinke, so erfülle ich nur meinen Beruf. Aber ein Kaiser hat andere Pflichten.

Bei einer Exkursion wurden die Pyramiden von Gizeh besichtigt. Der Kaiser staunte das 137 Meter hohe Bauwerk an und meinte, als einigermaßen trainierter Bergsteiger müsste er es schaffen, den Gipfel zu erklimmen. Er kletterte von Stufe zu Stufe, jede mehr als einen Meter hoch. Nach einiger Zeit des Aufstiegs ging ihm die Luft aus. Keuchend wandte er sich an den Führer – es war niemand geringerer als der weltberühmte Ägyptologe Professor Brugsch:

Sagen Sie, Professor, ist es eigentlich lohnenswert, die Spitze zu erklimmen?

Der Gelehrte antwortete: Lohnend ist es keineswegs. Aber seit Friedrich Barbarossa hat kein deutscher Kaiser mehr die Pyramiden bestiegen.

Das weckte den Ehrgeiz des Monarchen, und er setzte den beschwerlichen Aufstieg fort. Überflüssig, zu sagen: Der Rotbart hatte zu keiner Zeit seinen Fuß auf ägyptischen Boden gesetzt.

Franz Joseph war ungewöhnlich genügsam und anspruchslos. Er schlief in einem eisernen Militärbett, aß und trank mäßig und verfügte über eine alles andere als aufwändige Garderobe. Das Mittagessen nahm er auf seinem Schreibtisch zwischen Aktenstößen ein. Für die persönliche Dienerschaft war als Anrede „Leg mich Eurer Majestät zu Füßen“ vorgeschrieben. Ein Kammerdiener, der alte Rukowansky, ließ es sich bis zuletzt nicht nehmen, seinem Chef das Mittagessen an den Schreibtisch zu servieren. Dabei glitt dem Achtzigjährigen einmal die silberne Terrine aus den Händen, und die Leberknödelsuppe ergoss sich über den Teppich. Bestürzt stammelte Rukowansky:

Bitte tausendmal um Vergebung: Leg mich Eurer Majestät zu Füßen.

Worauf Franz Joseph schmunzelnd feststellte: Da liegen ja schon die Leberknödel.

Die Montag- und Donnerstag-Vormittage waren in der Hofburg und in Schönbrunn für Audienzen reserviert. Jeder Staatsbürger mit tadellosem Leumund hatte die Möglichkeit, den Kaiser persönlich zu sprechen. Entsprechend dicht war an Besuchstagen der Andrang. In den fast sieben Jahrzehnten seiner Regentschaft empfing Franz Joseph rund eine Viertelmillion Bittsteller. Die Hand reichte er nur Ministern, geheimen Räten und Aristokraten, niemals jedoch bürgerlichen Besuchern. Herren hatten im Frack zu erscheinen, Militärs in Uniform, Damen im hochgeschlossenen Kleid mit Hut. Pro Audienz waren zehn Minuten vorgesehen. Sprechen war erst erlaubt, wenn der Kaiser eine Frage stellte.

Einen Sommer lang unterhielt der Humorist Roda Roda, Leutnant der Reserve, eine leidenschaftliche Beziehung mit der Burgtheaterdiva Adele Sandrock. Man wollte heiraten. Als Offizier benötigte der Bräutigam dazu allerdings die Einwilligung des Kaisers. Die Beziehung war längst in die Brüche gegangen, da wurde Roda Roda von Franz Joseph zur Audienz befohlen. Streng nach Vorschrift gekleidet, der Kragen des Waffenrocks nicht höher als vier Zentimeter, achtzackige, scharfe Sporen an den Lackstiefeln, betritt er den Empfangsraum. Sechs Schritt von der Schwelle entfernt steht der Kaiser in Marschalluniform, stellt ein paar Fragen, kommt zum Kern der Angelegenheit, nickt gütig und entlässt den Bittsteller. Roda tritt zackig nach rückwärts – zu zackig. Der Lakai hinter dem Guckloch hat die Tür noch nicht ganz geöffnet, sodass Rodas Sporen sich in das Holz bohren. Der Lakai muss helfen sie herauszuziehen.

Karl Seitz, ein gewesener Volksschullehrer, saß für die Sozialdemokraten im Reichsrat. Als der Kaiser den Wunsch äußerte, einen Vertreter dieser merkwürdigen neuen Partei persönlich in Augenschein zu nehmen, entschied sich der Vorstand für den gutaussehenden, gesellschaftlich erfahrenen Abgeordneten. Nur mit der Garderobe gab es Schwierigkeiten. Da Seitz nicht Reserve-Offizier war, kam Uniform für die Audienz nicht in Frage. Er war aber nicht bereit, im bürgerlichen Frack aufzutreten. Schließlich fand sich der Ausweg seines später so berühmt gewordenen Gehrocks.

Das Gespräch verlief nicht nur freundlich, sondern interessierte den Monarchen auch über alle Erwartungen hinaus. Zum Schluss, als man sich verabschiedete, packte Franz Joseph den jungen Abgeordneten beim

Ärmel und fragte, was denn die Sozialdemokraten eigentlich an einem Frack auszusetzen hätten?

Majestät, antwortete Seitz, auch das Proletariat hat sein Zeremoniell.

Der Anatom Mihaly Lenhossek erschien zur Audienz beim Kaiser in der Hofburg. Weil er erkältet war, bat er im Vorzimmer während des Wartens den Zylinderhut aufbehalten zu dürfen. Als dann die Flügeltür aufging und er ins Allerheiligste gebeten wurde, ergriff er in begreiflicher Aufregung einen neben ihm abgestellten Zylinder und erschien mit zwei Kopfbedeckungen vor Franz Joseph, in jeder Hand eine. Der machte ihn lächelnd auf das Versehen aufmerksam, und Lenhossek stammelte:

Es ist wahr, Majestät. Zwei Hüte sind zu viel für einen Mann, der den Kopf verloren hat!

ICH WERDE MORGEN WEINEN

Die französische Republik entsandte stets besonders aristokratische Militärattaches an den Wiener Hof. Als neuer Vertreter traf Marquis de la Ville de Quiney ein. Bisher hatte er in Konstantinopel Dienst getan. Natürlich machte er auch der Kaiserin seine Aufwartung. Elisabeth hatte von einer osmanischen Prinzessin gehört, die als schönste Frau der Welt gerühmt wurde. Sie fragte also den Marquis, ob die türkische Prinzessin wirklich schöner sei als alle übrigen Frauen der Welt. Der Franzose antwortete galant:

Bevor ich Euer Majestät gesehen habe, war ich tatsächlich der Auffassung, sie sei die Schönste.

Die fabelhafte Schönheit der Kaiserin wurde durch ihre schlechten Zähne beeinträchtigt. Ihr Zahnarzt war Adolf Zsigmondy, Chirurg und Professor der Zahnheilkunde an der Universität. Als er zum ersten Mal in die Hofburg kam, fragte man ihn, als er nach erfolgter Behandlung unangemessen abwartend verharrte, ob er noch etwas wünsche.

Ja, a Lavur, a Saf und was zum Abtrocknen.

Ein Türsteher brachte Waschbecken und Seife, die Kaiserin reichte ihm ihr seidenes Taschentuch. Und machte den Vorschlag:

Lieber Professor, wenn Sie das nächste Mal kommen, waschen Sie sich bitte schon vorher die Hände, bevor Sie mir in den Mund fahren.

Von ihrem Vater, dem Herzog Max in Bayern, einem adeligen Bohemien, der immer im Bauerngwandl herumlief und sich gern als Kunstreiter produzierte, hatte Elisabeth die Pferdeleidenschaft geerbt. Bis zu ihrem fünf- und vierzigsten Lebensjahr saß sie jeden Tag im Sattel, manchmal von zehn Uhr morgens bis sechs Uhr abends. Nur im Stall fühlte sie sich wohl, nur im Sattel war sie glücklich.

Als nach überaus langem Pontifikat Papst Pius der Neunte starb, befand sie sich gerade in England. Sie war, wie so oft, gesundheitlich nicht ganz auf der Höhe. Deshalb ließ sie in den Parforcejagden eine Pause eintreten. Verschmitzt schrieb sie an den Kaiser:

Da ich nun einige Tage nicht reite, werden die Leute sagen, es sei wegen des Papstes. Das macht sich sehr gut.

Ihre Jagdaufenthalte im rebellischen, katholischen Irland waren eine Provokation für das protestantische englische Königshaus. Auf die Frage eines britischen Lords, warum sie denn so oft auf die grüne Insel reise, das sehe man in London höchst ungern, erwiderte Elisabeth schnippisch:

Wissen S, mein Lieber, Irlands größter Vorteil liegt darin, dass es keine schnöseligen Aristokraten besitzt, die man andauernd besuchen muss.

So oft sie konnte, weilte Elisabeth im Reich der Stephanskronen. Zweitausend Tage ihres Lebens verbrachte sie in ihrem Lieblingsschloss Gödöllö und unternahm stundenlange Ritte mit ihren ungarischen Anbetern. Einer von ihnen war der feurige Graf Gyula Andrassy, der einst als Revolutionär zum Tod verurteilt worden war.

In Budapest war zu Elisabeths Ehren ein rauschender Ball gegeben worden. Ganz erschöpft traf sie im Morgengrauen in Gödöllö ein. Sogleich wurde ihr vom Obersthofmeister Baron Nopcsa mit ernstem Gesicht ein Schreiben überreicht. Elisabeth öffnete es und sah, es handelte sich um die Todesanzeige eines Onkels. Einen Augenblick war sie bestürzt, dann seufzte sie:

Oh, ich bin einfach zu müde. Ich werde morgen weinen.

ICH HÄTT EINFACH GANS GESAGT

Kronprinz Rudolf, des Kaisers Sohn, war als Playboy und Lebemann bekannt. Polizeispitzel bewachten ihn auf Schritt und Tritt. Nach einer durchzechten Nacht im Sacher bestiegen vier elegante Herren kreuzfidel einen Unnummerierten und ließen sich zum Lusthaus im Prater kutschieren. Dort entledigten sie sich ihrer Kleider und sprangen pudelnackt in einen der Teiche. Es dauerte nicht lang, da näherte sich das Auge des Gesetzes:

Herauskommen! Sie sind festgenommen!

Einer der eleganten Herren meldete sich zu Wort:

Darf ich bekannt machen: König Milan von Serbien, der Prinz von Wales, Herr Eduard Sacher. Und ich bin der Kronprinz Rudolf.

Machen S keine blöden Witz. Das wird Sie teuer zu stehen kommen!

Die vier eleganten Herren fuhren zurück ins Sacher. Der Polizist aber schrieb eine Anzeige wegen grober Verletzung des Anstands. Die Anzeige ging vom Kommissariat ins Polizeipräsidium und vom Polizeipräsidium ins Ministerium. Ein Akt wurde angefertigt. Die Beamten tuschelten. Der peinliche Vorfall sprach sich herum. Der Ministerpräsident schlug die Hände zusammen:

Uns bleibt keine Wahl. Wir müssen dem Kaiser Bericht erstatten.

Franz Joseph reagierte gelassen:

Naja, vom Kronprinzen war nix anderes zu erwarten. Auch von König Milan und dem Prinzen von Wales nicht. Aber der Herr Sacher! Auch der! Was macht ein Bürgerlicher in dieser Gesellschaft?

Rudolf war mit der Prinzessin Stephanie von Belgien verheiratet. Bei einer Kreuzfahrt auf der Adria stand das Ehepaar auf der Kapitänsbrücke. Die Kronprinzessin stellte ihrem Mann eine etwas alberne Frage. Rudolf reagierte sauer und fauchte sie an:

Du immer mit deinem blöden Gerede. Du Schneegans.

Der Kommandant des Schiffs stand daneben. Er wunderte sich aufrichtig und verkündete später im Kasino:

So ein Erzherzog ist eben doch ein Gentleman. Ich hätt einfach Gans gesagt.

Das Verhältnis zwischen dem Kaiser und seinem Sohn war gespannt. Während es vom Vater hieß, er habe außer dem Dienstreglement der Monarchie nie ein Buch in der Hand gehabt, schrieb der Kronprinz heimlich Leitartikel für das *Neue Wiener Journal*, verfasste Reformschriften und versuchte sich als lyrischer Dichter.

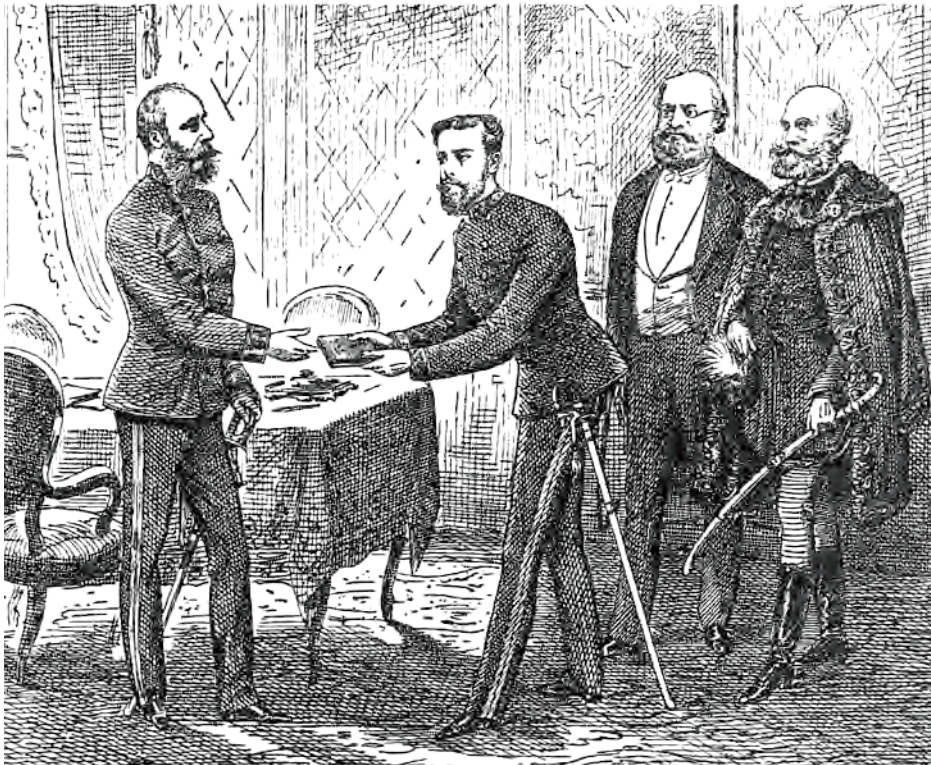
Fünfeinhalb Jahre seines kurzen Lebens wendete Rudolf an das sogenannte Kronprinzenwerk, eine enzyklopädische Darstellung der Habsburgermonarchie in Wort und Bild. Die Mitarbeiter, unter ihnen der ungarische Romancier Maurus Jokai, der Librettist des *Zigeunerbaron*, versammelten sich regelmäßig in der Stallburg. Ein Redakteur fragte Jokai unter der Hand, ob Rudolf tatsächlich, wie behauptet werde, perfekt ungarisch spreche.

Wos heißt perfekt? überschlug sich Jokai, spricht sich kaiserliche Hohait ungarisch so gut wie Bauer aus Pußta.

Der aus Ostgalizien stammende Schriftsteller und Herausgeber Karl Emil Franzos war zu seiner Zeit eine hochangesehene Persönlichkeit. Seine ethnographischen Kulturbilder *Aus Halb-Asien* hatten starken Eindruck auf Kronprinz Rudolf gemacht, und er erkor ihn als literarischen Berater für sein Werk *Die österreichische Monarchie in Wort und Bild*. Er lud den vielbeschäftigten Mann zu sich, um ihn der Kronprinzessin vorzustellen.

Das Speisezimmer in der Wiener Hofburg war, wie die übrigen Wohnräume des hohen Paares, unfreundlich, düster und recht dürftig möbliert. Zwischen Braten und Mehlspeise forderte Rudolf seinen Gast auf, er möge sagen, ob er von der Schriftstellerei leben könne. Nach kurzem Nachdenken glückte Franzos die doppel sinnige Antwort:

So nicht, kaiserliche Hoheit!



*Kronprinz Rudolf überreicht seinem Vater
den ersten Band von Österreich-Ungarn in Wort und Bild.
Im Hintergrund Josef Weilen und Maurus Jokai*

Kronprinz Rudolf hatte auf seinem Schreibtisch als memento mori immer einen Totenschädel und einen geladenen Revolver liegen. In der Nacht zum 30. Jänner 1889 schied er mit der siebzehnjährigen Komtesse Mary Vetsera im Jagdschloss Mayerling aus dem Leben. Josef Bratfisch, der Leibfiaker, im Kollegenkreis Nockerl genannt, hatte dem Paar nach dem Nachtmahl Heurigenlieder vorgesungen, dann fielen die tödlichen Schüsse.

Die beiden Jagdgefährten des Kronprinzen, Philipp von Sachsen und Graf Josef Hoyos, hatten angeblich nicht einmal mitbekommen, dass ein Mädchen im Haus war. Prompt zirkulierte bald darauf in Wien das boshafte Witzwort:

Der Kronprinz hat in Mayerling vier Fisch bei sich ghabt: einen Backfisch, einen Bratfisch und zwei Stockfisch.

Rudolfs Schwägerin, Prinzessin Louise, Tochter des belgischen Königs, war mit Philipp von Sachsen, dem Jagdgast in Mayerling, verheiratet. Die Ehe scheiterte, und Louise verließ Wien unter Hinterlassung beträchtlicher Schulden in Begleitung ihres Liebhabers, des Ulanen-Leutnants Geza Matlachich. Als der Wiener Hof in Brüssel diskret anfragte, wann mit der Begleichung der Außenstände zu rechnen sei, erklärte König Leopold:

Meine Tochter ist für mich gestorben.

Wozu Franz Joseph meinte:

Auch für eine tote Tochter muss man zahlen.

Wieder einmal befand sich ein Prinz von und zu Sachsen in Wien. Natürlich war alles aufgeboten, um dem Neffen des Kaisers den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu gestalten. Ein in diesen Belangen erfahrener Rittmeister betreute das Nachtleben des Prinzen. Nach einem ausgedehnten Bummel durch die Vergnügungsviertel und eine Reihe von Nachtlokalen kehrten die Herren leicht beschwipst in die Hofburg zurück.

Am nächsten Morgen beim Frühstück fragte der Prinz aus Dresden den Kaiser:

Bitte, Onkel Franz, mir ist aufgefallen, dass es in Wien verhältnismäßig wenig Straßenmädchen gibt. Ich hätte nicht gedacht, dass die Wienerinnen so moralisch sind.

Der Kaiser sinnend: Das wohl weniger. Aber die Konkurrenz der Amateurinnen ist für die gewerbsmäßigen Damen einfach zu groß.

Im Hotel Sacher gab es die berühmten Separees, in denen, wenn man der Legende trauen darf, mindestens ebenso viele politische Entscheidungen gefällt worden sind wie in den Amtsräumen am Ballhausplatz. Dortselbst wurde aber nicht nur Politik gemacht, auch von amourösen Begegnungen weiß die Fama zu berichten. Waren es doch vom Hotel zur vis a vis gelegenen Hofoper nur ein paar Schritte. Die Gattin des britischen Botschafters begegnete spätabends auf dem Korridor einem Mann, der lediglich mit Reitstiefeln und einem Kavalleriesäbel in der Rechten bekleidet war. Nach einem Augenblick des Entsetzens wusste die Lady nicht, ob sie die Augen züchtig niederschlagen oder in einem Hofknix versinken sollte: Der schöne Nackte war nämlich Erzherzog Otto, der Vater des nachmaligen Kaisers Karl.

Erzherzog Wilhelm, jüngster Sohn des Siegers von Aspern, lebte als Junggeselle in Triest, als Hochmeister des Deutschen Ordens durfte er ja nicht hei-

raten. Er war ein leutseliger Mann mit gewinnenden Umgangsformen. Liebevoll kümmerte er sich um das persönliche Wohlergehen der ihm anvertrauten Kameraden. Einen Oberst, der erst seit kurzem in der Hafenstadt stationiert war, fragte er, ob er sich schon eingewöhnt habe und in den angestammten Häusern verkehre? Der antwortete verschmitzt lächelnd:

Zu Befehl, kaiserliche Hoheit. Seit ich Stabsoffizier bin, lass ich mir die Mädeln in meine Wohnung kommen.

Der Graben in Wien, jetzt eine mondäne Einkaufsstraße, galt seit Maria Theresias Zeiten als Treffpunkt käuflicher Damen, der Grabennymphen und ihrer Freier. Ministerpräsident Graf Taaffe, von einem längeren Aufenthalt in seinen böhmischen Gütern zurückgekehrt, registrierte mit Erstaunen deren Abwesenheit. Was es damit für eine Bewandnis habe, erkundigte er sich bei seinem alten Freund, dem Statthalter Graf Kielmannsegg. Und erhielt die Antwort, man habe sie in Nebenstraßen verbannt, da sie mittlerweile so zahlreich geworden seien, dass niemand mehr die anständigen Hausfrauen von den gewissen Damen und Dämchen zu unterscheiden vermöge. Daraufhin Taaffe trocken:

Ja, du und die Polizei vielleicht. Unsereins schon.

Erzherzog Ludwig Viktor, der jüngste Bruder des Kaisers, im Hofjargon Luziwuzi genannt, trat nicht durch politischen Ehrgeiz, sondern vor allem durch öffentliche Skandale in Erscheinung. Als nach einem Annäherungsversuch im Amalienbad nicht mehr zu kaschieren war, dass er dem eigenen Geschlecht zugetan war, wurde er vom Hof nach Salzburg ins Schloss Kleßheim verbannt. Immer wieder drangen Nachrichten über Affären mit jungen Offizieren an die Öffentlichkeit. Franz Joseph seufzte:

Man müsst ihm eine Ballerina als Adjutant geben, dann könnt nix passieren.

Franz Josephs zweitjüngster Bruder Karl Ludwig, nach Meinung der eigenen Mutter "schwach im Talente", tat sich weder in der Politik noch in seinem militärischen Beruf hervor. Er wurde als Repräsentant des Kaiserhauses bei Ausstellungen eingesetzt, was ihm im Volksmund den Titel



*Die Erzherzoge Eugen und Otto,
Kohlezeichnung von Alfred Gerstenbrand*

Ausstellungs-Erzi eintrug. Karl Ludwig war gutmütig, fromm, treuherzig. Er sammelte Briefmarken und war ein unendlich geduldiger Angler. Seinen Kindern gab er den Rat mit auf den Lebensweg:

Lernen brauchts nix, weil mehr als wie Erzherzoge könnt's eh net werden!

Sein ältester Sohn Franz Ferdinand, in Hofkreisen FF genannt, nahm den väterlichen Rat ernst. Seine Bildung blieb alles andere als umfassend. In Fremdsprachen war er ein Antitalent, Musik empfand er als unnötigen Lärm, Literatur und Kunst interessierten ihn nicht. Dafür sammelte er anmalene Türken, die bunten Reklameschilder von Tabakläden. Seine große Leidenschaft war die Jagd, er schoss nieder, was ihm vor die Flinte lief.

Nach dem überraschenden Tod seines Vaters – der fromme Erzi hatte auf einer Pilgerreise zu den Heiligen Stätten verseuchtes Jordanwasser getrunken – war Franz Ferdinand ebenso überraschend zur Nummer 2 der Habsburger-Monarchie aufgerückt.

Zu seinem engeren Kreis gehörte der Graf Otto Czernin. Um dessen diplomatische Karriere zu beschleunigen, drang der Thronfolger hartnäckig darauf, dass der „böhmische Herr“ zum k.u.k. Gesandten in Bukarest ernannt werde. Schließlich kam der Kaiser dem Ersuchen nach. Als der Graf sich als neu ernannter Vertreter Österreich-Ungarns vorstellte, begrüßte Franz Joseph ihn mit den Worten:

Aha, Sie sind der, der Außenminister wird, wenn ich gestorben bin. –

Vier Wochen nach dem Tod des Kaisers hatte Czernin sein Ziel erreicht.

Der Thronfolger konnte es nicht erwarten, Kaiser zu werden. Der Aufruf *An meine Völker* lag druckfertig in einer Lade seines Schreibtischs, die Liste seines Ministeriums war seit Jahren aufgestellt. Um alles kümmerte er sich, auch ums Kleinste. Alles sollte anders werden. Höchstpersönlich prüfte er, einen schwitzenden Hofwirtschaftsbeamten neben sich, die Ausgaben des kaiserlichen Etats, veränderte, verbesserte, strich.

Da steht Tag für Tag: Ein Faß Pilsner für die Hoftafel. Für wen gehört das?

Für die Hoftafel, stotterte der Beamte.

Schwere Wetterwolken zogen sich über den erzherzoglichen Brauen unheilvoll zusammen.

Sie werden mir doch nicht einreden wollen, dass Seine Majestät täglich ein Fassl Pilsner trinkt!

Nein, nur ein Glas.

Na, also?

Ja, aber, die gehöhlte Hand des Beamten drehte sich in rundender Bewegung, aber mitten heraus.

Vom k.u.k. Außenminister, dem polnischen Grafen Agenor Goluchowski, hielt Franz Ferdinand nicht viel. Bei einem Aufenthalt in Meran wünschte der Thronfolger einen Ausflug zu unternehmen. Da er nach einem Lungenleiden geschwächt war, hatte man einen Esel als Reittier bereitgestellt. Franz Ferdinand trat vor die Tür seiner Villa und rief:

Wo zum Teufel ist denn der Agenor?

Auf die erstaunte Frage seines Ordonnanzoffiziers, ob denn der Herr Minister des Äußeren erwartet werde, brummte der Erzherzog:

Sie wissen, was ich von diesem Herrn halte. Jetzt hab ich eben meinen Esel nach ihm benannt.

Dem aus dem Hause Habsburg wegen seiner Heirat mit einer Bürgerlichen ausgestoßenen Erzherzog Ferdinand Karl teilte in Venedig eine Marktfrau den Preis eines von ihm erworbenen Fisches mit:

Sessantaotto.

Worauf er freundlich replizierte: No, no, si sbaglia. Sie irren! Das ist mein Bruder!

NENNEN SIE SICH SCHWER VON BEGRIFF

Zweihundert Grafen und Fürsten beherrschten das alte Österreich. Sie waren und blieben unter sich. Und doch war in dieser geschlossenen Gesellschaft sozialer Aufstieg möglich. Wenn Offizieren, Beamten und Bürgern die allerhöchste Gnade widerfuhr, ob besonderer Verdienste geadelt zu werden, durften sie nicht nur um ein Wappen, sondern auch um ein Adelsprädikat einkommen. Was findet sich diesbezüglich in alten Hofkalendern, in genealogischen Lexika, im k.u.k. Heeres-Schematismus nicht alles an kühnen oder skurrilen Wortschöpfungen, die Johann Nestroy Ehre gemacht hätten! Hier eine kleine Blütenlese:

Rosenzweig von Powacht, Filz von Reiterdank, Echo von Marienberg, Wurzel von Hohentann, Schädel von Eulenhaupt, Kauz von Tannried, Donner von Blitzbergen, Kraft von Helmhacker, Hannbeck von Hannwehr, Klemm von Klemmenhorst, Kratochwil von Löwenfels, Loy von Leichenfeld, Hiebler von Lebmannsport, Kadich von Pferd, Obst von Terraweher, Schwabe von Waisenfreund, Wasserfall von Rheinbrausen . . .

In den Reihen der Aristokratie war man über diese Entwicklung ganz und gar nicht glücklich. Ein Träger eines uralten Namens jammerte:

Es wäre an der Zeit, einen Verein gegen die zunehmende Veradelung des Volkes zu gründen.

Die erste Familie der Donaumonarchie sind die Fürsten von und zu Liechtenstein gewesen. Fragt ein Windischgrätz einen Auersperg:

Du, sag einmal, was ist das eigentlich, ein Baron?

Der Auersperg denkt eine ganze Weile nach, dann meint er versonnen:

Weißt du, das ist so, Fredy: Ein Baron ist einer, der sein ganzes Leben darauf wartet, dass ein Liechtenstein ihm Du sagt.

Nach längerer Abwesenheit war der junge Graf Wrba an den Wiener Hof zurückgekehrt. Der Obersthofmeister Montenuovo fragte ihn mit gerunzelten Brauen, wo er so lange geblieben sei?

Still und zurückgezogen habe ich mit drei Schwestern auf meinem Gut Benesov gelebt.

Ob das nicht recht langweilig gewesen sei? forschte Montenuovo weiter.

Nein, Exzellenz, sprach der Graf. Es waren nicht meine Schwestern.

Die Charge und der Name des Linienschiffsleutnants Kajetan Afan de Rivera de los Marques de Villanueva de las Torres bestehen aus der Kleinigkeit von dreizehn Wörtern. Seine Visitenkarte war dementsprechend lang. Bei einem Manöver mit Offizieren der Royal Navy wurden Visitenkarten getauscht. Ein britischer Seeoffizier nahm die Karte des österreichischen Linienschiffsleutnants in die Hand, studierte sie andächtig und sagte, sichtlich beeindruckt:

Well, must be very expensive to cable it!

Einer der Söhne des Chefs der Militärkanzlei, des Obersten Bolfras von Ahnenburg, diente bei einem vornehmen Ulanen-Regiment. Unter seinen Kameraden war einer, der führte den eindrucksvollen Namen Dragoni von Rabenhorst. Der junge Bolfras fragte ironisch: Du, Dragoni, sag einmal, wo liegt denn eigentlich dieser Rabenhorst?

Der Kamerad erwiderte schlagfertig: Wo Rabenhorst liegt? Gleich neben der Ahnenburg.

Offiziere konnten das Adelsprädikat erlangen, wenn sie dreißig Jahre in der Linie gedient hatten. Ein alter Dragonerobers war also nach dreißig Dienstjahren dran. Mit Nachnamen hieß er Schwer. Was für ein besonders eindrucksvolles Prädikat sollte er sich erbitten? Schwer von Schwertenegg? Schwer von Schwertheim? Oder Schwer von Karolinenthal (seine Ehefrau hieß Karoline)? Bei einer Audienz teilte er seiner Majestät etwas stotternd seine Skrupel mit. Der Kaiser schmunzelte:

Aber mein Lieber, das ist doch ganz einfach: Nennen Sie sich halt Schwer von Begriff.

Der Industrielle Graf Henckel von Donnersmarck besaß in Schlesien Zink- und Eisenwerke und eine Kalifabrik. Der Volkswitz nannte ihn deshalb scherzhaft den Kalligraphen. Als er in den Fürstenstand erhoben wurde, hieß es, der Kaiser habe ihm den Namen Fürst Henckell Trocken von Donnersmark verliehen.

Ein frischgeadelter Industrieller aus der Gegend von Mährisch-Ostrau hatte den innigen Wunsch, neben dem Ehrentitel Edler von auch noch über ein Prädikat verfügen zu dürfen. Er schlug dem verantwortlichen Amt in Wien vor, sich mit dem Prädikat „von Wallenstein“ schmücken zu wollen. Der zuständige Sektionschef schrieb ungewöhnlich entgegenkommend zurück:

Lieber und sehr verehrter Herr Kommerzialrat. Wir haben Ihr Anliegen hierorts eingehend geprüft. Das Prädikat „von Wallenstein“ ist vielleicht doch schon ein bissl ausgefallen. Aber, und da könnt ich nur zuraten, wir haben uns gedacht, wie wärs, wenn Sie nehmaten anstatt Wallenstein – Friedländer?

Das Toleranzpatent hatte Juden den Gebrauch von bürgerlichen Namen zugestanden. Manch einer, der im Dienst eines aristokratischen Hauses stand, trug praktischerweise dessen Familiennamen. Graf Huyn, ein schneidiger Ulanenoberst, geschnürt und parfümiert, war darauf bedacht, seine Truppe zu einem der vornehmsten Reiter-Regimenter der k.u.k. Armee zu machen.

Eines Tages rückte ein Einjährig-Freiwilliger beim Regiment ein und stellte sich dem Oberst vor:

Einjährig-Freiwilliger Liechtenstein meldet gehorsamst sein Einrücken zum Regiment!

Huyn strich sich den Schnauzbart, trat auf den jungen Mann zu, blickte ihm in die Augen und schnarrte:

Liechtenstein? Fürst oder Jud?